

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 11 (1903)

Heft: 1

Artikel: Der Missbrauch der antiseptischen Mittel und die Samariterhülfe

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-545268>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sowohl die Redaktion, als die Finanzierung lag auf den Schultern des damaligen Präsidenten des Samariterbundes, Dr. Mürset in Bern, und er hat trotz jährlicher pekuniärer Einbuße die Herausgabe solange weiterbesorgt, bis im Frühjahr 1898 durch Schaffung des Centralsekretariates für freiwilligen Sanitätsdienst ein Nachfolger in der Redaktion gefunden und das Unternehmen in den Besitz der drei obgenannten Organisationen übergegangen war. Dankbar soll hier anerkannt werden, wie Dr. Mürset auch durch Schaffung eines Vereinsorgans den nämlichen weiten Blick bewiesen hat, den er in den grundlegenden organisatorischen Arbeiten für den Samariterbund an den Tag legte. In unserer schnelllebigen und rasch vergessenden Zeit mag es wohl am Plage sein, anlässlich des zehnjährigen Erscheinens des Vereinsorgans, das er begründet und mit zäher Beharrlichkeit so lange über Wasser gehalten hat, bis es selber zu schwimmen vermochte, auf Dr. Mürset als denjenigen Mann hinzuweisen, der wie kein zweiter das Samariterwesen und damit die gesamte freiwillige Hülfe in der Schweiz gefördert, der die Grundlagen des schweiz. Samariterbundes in der Zeit, da er ihm vorstand — von 1891—1894 — so zweckmäßig und trefflich festlegte, daß seither am Bauplan fast nichts geändert wurde und der Ausbau glatt und leicht sich vollziehen konnte.

Aber auch für das Vereinsorgan war die Arbeit seines Gründers nicht umsonst. Immer mehr erwies sich daselbe als ein notwendiges Band, das den Zusammenhang der verschiedenen Vereine herstellte und das Interesse an den vielfältigen Bestrebungen der freiwilligen Hülfe belebte. Und als dann noch durch den Übergang in Gemeinbesitz eine lebhaftere und energische Abonnementspropaganda ermöglicht wurde, da hob sich mit der Zahl der Leser auch der Ertrag des Blattes in so erfreulicher Weise, daß es schon seit mehreren Jahren nicht nur keinen Zuschuß mehr nötig hat, sondern sogar an die Vereinskassen einen bescheidenen Ertrag abzuliefern vermag. Und doch ist seit zwei Jahren zu dem früheren Inhalt noch die belletristische Beilage „Am häuslichen Herd“ getreten, ohne Erhöhung des billigen Abonnementspreises.

Allerdings ist die Beteiligung am Vereinsorgan in den Kreisen der verschiedenen Vereine eine recht ungleiche. Während die überwiegende Mehrzahl der Leser auf die Samariter- und Militär-sanitätsvereine entfällt, läßt das Interesse bei den Rot Kreuz Vereinen viel zu wünschen übrig, so daß man berechtigt ist zu der Behauptung, es sei die Höhe der Abonnentenzahl ein direkter Gradmesser für das Interesse und die Tätigkeit der betreffenden Vereine. Und ähnlich steht es mit der Mitarbeiterschaft am „Roten Kreuz“. Soll daselbe seine Aufgabe erfüllen, ein treues Bild zu bieten von alledem, was im weiten Felde des Hilfswesens getan und gedacht wird, dann muß ihm eben von allen Seiten Kunde zufließen, und auch da wird im allgemeinen richtig sein, daß nur von jener Seite keine Kunde ins Vereinsorgan gelangt, wo nichts zu melden ist, weil wenig gearbeitet wird.

Das „Rote Kreuz“ hat sich in den zehn Jahren seines Bestehens erfreulich entwickelt, es ist aus einem hilflosen, unsicher tastenden Kindlein, das nur durch sorgfältigste Pflege am Leben erhalten werden konnte, zum kräftigen und geachteten Jüngling herangewachsen, der sogar, wenn nicht alle Zeichen trügen, im nächsten Jahre als militärtauglich erklärt werden wird. Die Glieder sind erstarkt, der Blick ist frei und offen, gradaus in die Zukunft gerichtet, und wenn auch nachgerade das Gewändlein nicht mehr von erster Güte, abgeschabt der Rock und zu kurz die Ärmel geworden sind, so wird man eben damit Ernst machen müssen, den jungen Burschen etwas neumodischer und solider zu bekleiden. Dann wird er erst recht mit frischem Mute an die Arbeit gehen und wir wollen wetten, in nochmals zehn Jahren steht er dann da, wie ein rechter, ehrenfester Schweizermann, kein Modegeck, kein öder Vereinsmeter und Rechthaber, sondern ein schlichter, gern gesehener Gast landauf, landab, überall wo Schweizerherzen in Menschenliebe ihrem Vaterlande entgegen schlagen.

Daran, liebe Leser, wollen wir zusammen getreulich arbeiten, daraufhin lautet mein diesjähriger Neujahrswunsch!



Der Mißbrauch der antiseptischen Mittel und die Samariterhülfe.

Noch nicht so sehr lang ist es her, daß in der Behandlung der Wunden die mannigfachen und zum Teil ganz abenteuerlichen Mittel der Volksapotheke sich eines großen Ansehens erfreuten. Vom Hunde an, dessen Fett noch jetzt vielerorts als „Hundschmutz“ in

besonders heilsamem Geruch steht, mußte fast jedes Tierlein etwas beisteuern zum Füllen der Salbentöpfe, galt ja besonders früher auch bei der Wundbehandlung die alte Regel: Schmieren und Salben hilft allenthalben. Da war z. B. das mit geheimnisvollen Maßnahmen nur von den Eingeweihten richtig herzustellende „Regenwurmöl“, dem sich das „Schlangenfett“, die „Murmeltierliskei“, der „Mückenschmeer“ und gar das seltene „Armenfündereschmalz“ anreiheten. Von den übrigen Wundbehandlungsmethoden der alten Zeit, die schon mehr zu den Wundverunreinigungsmethoden gehörten, den staubigen Spinnweben, dem Zunder, dem Kuhkot und dem menschlichen Urin — es gibt auch heute noch Anhänger dieser Dinge — wollen wir schweigen. Im ganzen aber unterliegt es keinem Zweifel, daß die Salben und Pflaster bei der Wundbehandlung des Volkes gewaltig von ihrem Rufe eingebüßt haben, während sie für alle möglichen „nicht offenen Schäden“ ihre treue Anhängerschaft sich bewahrt haben. Nur in den Händen geschickter Quacksalber spielen die Wundsalben noch eine gewisse Rolle, im übrigen kann aber gesagt werden, daß, wer von der modernen Menschheit sich jetzt schneidet, sticht oder sonstwie verlegt, nun ohne weiteres zum „Karboll, Lysol, Sublimat oder Jodoform“ oder sonst einem antiseptischen Mittel greift. Das ist der Lauf der Welt und die steht jetzt im Zeichen der Antisepsis. Die Hausfrau in ihrer kleinen Hausapotheke, der Samariter, die Fabriken, Eisenbahnen und Polizeiposten in ihren Verbandkasten, alle führen sie antiseptische Mittel. Aber nicht nur sie, auch einzelne Leute, Gelehrte, Handwerker, Landleute, Arbeiter und Handlanger, alle machen reichlichen Gebrauch von desinfizierenden Mitteln, oft natürlich in ganz eigenartiger Anwendungsweise. Auch ein gewissenhafter Apotheker magt kaum mehr seiner Kundschaft die Abgabe von Sublimat zu verweigern, erhält er doch nicht selten auf seine schüchterne Belehrung über die große Giftigkeit dieses Mittels den spöttischen Bescheid: er brauche es nur zu sagen, wenn ihm die Verabfolgung von Sublimat ohne ärztliche Vorschrift nicht passend erscheine; erst gestern habe des Nachbarn Lehenmann vom Tierarzt eine große Flasche Sublimat erhalten, und wo das herkomme, sei noch mehr zu holen.

Gewiß hat die Chirurgie von der Einführung der antiseptischen Stoffe großen Nutzen gehabt und damit wunderbare Erfolge erzielt, aber schon ist die sogen. Antisepsis in mancher Hinsicht ein überwundener Standpunkt, die Fachmänner haben sie verlassen und es ist Zeit, daß auch der Gebrauch durch Laienhände die so nötige Einschränkung erfahre.

Es hat von jeher der menschlichen Natur das Bestreben innewohnend, die Leiden des Nächsten nach Kräften zu lindern, und dieses Bestreben tritt am stärksten zu Tage bei plötzlichen Verletzungen, die den eben noch kräftigen und gesunden Menschen plötzlich schwach und hilfsbedürftig machen. Zu allen Zeiten trachtete man jede Wunde mit etwas zu bedecken, zu schützen; der Wilde benutzt dazu heilsame Kräuter, der biblische Samariter verbindet den unter die Räuber Gefallenen mit Öl und Wein. Im Laufe der Zeiten hat so die Überlieferung, der Aberglaube, die Alchemie unzählige Heilmittel geschaffen zur Heilung äußerer Schäden. Lange tappte die in den Kinderschuhen stehende ärztliche Wissenschaft hinter diesen rohen Erfahrungen her und war nicht imstande, eine klare, zielbewußte Leiterin zu sein, bis endlich in die Jahrhunderte dauernde Finsternis die hellen Lichtstrahlen der Forschungsergebnisse von Pasteur und Lister hereinbrachen und zeigten, daß die Verletzungen dann einen besonders gefährlichen Verlauf nehmen, wenn sie durch einbringende Spaltpilze, Bakterien, verunreinigt werden. Gegen diese Verunreinigung der Wunden wendete sich vor allem der schottische Chirurg Lister und setzte ihr einen sehr wirksamen Wall entgegen durch dicke Karbolverbände, mit denen er alle Wunden bedeckte. Der Erfolg war ein wunderbarer; die größten und schwersten Verletzungen heilten von Stunde an ohne Fieber, Eiterung, Wundrose oder Starrkrampf. Nur wer noch in die alte Zeit der Wundbehandlung hineingeblickt hat, kann sich eine Vorstellung machen von der ungeheuren Uuwälzung, die die Lister'sche Entdeckung, die antiseptische Wundbehandlung in der Chirurgie, zur Folge hatte. Durch die Antisepsis, durch die schon vorher eingeführte Chloroformnarkose und durch verbesserte Mittel zur Blutstillung, entwickelte sich die Wundarzneikunde mit Riesenschritten und man konnte wirklich eine zeitlang fragen, wo sich ihre Grenzen befänden, und ob nicht bald jene wunderbare Geschichte von dem Krankenwärter zur Wahrheit werde, der nach einer außerordentlich eingreifenden Operation gar nicht mehr wußte, welches Stück des Kranken er vom Operationstisch ins Bett tragen sollte und welches als „Abfall“ zu betrachten sei.

Zweifelloos ist also die Erfindung der antiseptischen Mittel für die Menschheit ein großer Segen gewesen, aber sie hat leider auch eine Anzahl schwerer Unfälle zur Folge gehabt. Die

Karbonsäure ist innerlich genommen ein heftiges Gift und eine zeitlang waren infolge der allgemeinen Verbreitung dieses Mittels die Vergiftungen mit Karbol außerordentlich häufig. Aber auch bei äußerlicher Anwendung hat es seine großen Gefahren; in stärkeren Lösungen (5 %) oder bei längerer Anwendung verursacht es nicht selten „kalten Brand“ und in sehr vielen Spitälern hat man schon Finger und Zehen abnehmen müssen, die nicht durch Infektion, sondern durch unverständige, von Laien verordnete Karbolbehandlung brandig geworden waren. Mehrere der Beispiele von unzumutlicher Hülfsleistung bei Unfällen, mit denen einzelne Ärzte auch jetzt noch gegen das Samariterwesen krebzen gehen, gehören hieher. Das Eysol ist weniger giftig, hat aber auch seine Gefahren, und das Sublimat, eines der fürchterlichsten Gifte, das wir kennen, hat schon zahlreiche Todesfälle bei innerlichem und äußerlichem Gebrauche zur Folge gehabt. Auch das Jodoform ist gefährlich, sobald mehr als ganz kleine Mengen zur Anwendung gelangen, und nicht selten sind die Leute, die schon gegen die kleinsten Mengen Jodoform außerordentlich empfindlich sind. In Laienhänden bilden alle antiseptischen Mittel, die jetzt im Publikum so sehr verbreitet sind, eine große Gefahr; häufig gleichen sie dem Stein, mit dem in der Fabel der zahme Bär dem schlafenden Einsiedler die Fliegen abwehren wollte und statt dessen den Schädel zertrümmerte. (Schluß folgt.)

Vom Rettungswesen bei den deutschen Eisenbahnen.

Welche Wichtigkeit den Maßregeln für den Sanitätsdienst bei Eisenbahnunfällen in Deutschland beigemessen wird, ist aus den folgenden Mitteilungen ersichtlich.

Die für das Rettungswesen auf den preussischen Eisenbahnen im Oktober dieses Jahres in Kraft getretenen neuen Vorschriften über die Verwendung von Hülfszügen schreiben mindestens zwei unvermutete Alarmierungen im Jahre vor, darunter eine zur Nachtzeit, welche durch die Eisenbahndirektionen veranlaßt werden. Der Hülfszug hat, vorausgesetzt, daß vorschriftsgemäß signalisiert werden kann, eine Geschwindigkeit von 75 Kilometer in der Stunde anzuwenden, andernfalls nur 30 Kilometer. Der Hülfszug muß am Tage innerhalb 30 und in der Nacht innerhalb 45 Minuten nach Eintreffen der ersten Unfallmeldung von der Abgangsstation abgelassen werden. Diese Zeiten müssen auch bei den Alarmierungen innegehalten werden. Tritt eine Verzögerung hierbei ein, so ist sie zu begründen und Abhülfe für kommende Fälle zu schaffen.

Probealarmierung im preussischen Eisenbahnrettungsdienst. Die neue Organisation des Rettungswesens auf den preussischen Eisenbahnen ist kürzlich im Bezirk der Eisenbahndirektion Berlin zum ersten Male versuchsweise erprobt worden. Ganz unerwartet traf an einem Vormittag der Eisenbahnpräsident Kranold in Begleitung des Regierungsrats Bachmann in Spandau ein und ließ von hier aus den auf dem Lehrter Bahnhof in Berlin stationierten Rettungszug alarmieren, unter der Annahme, daß bei Spandau zwei Züge zusammengestoßen wären, wobei Menschen verunglückt seien und bedeutender Materialschaden in Verbindung mit Verkehrsstörung verursacht sei. Während vom Spandauer Bahnhof selbst eine Hülfslokomotive mit einem Arbeitswagen, der mit Mannschaften besetzt und mit dem für solchen Unfall benötigten Handwerkzeug ausgerüstet war, nach der Unfallstelle entsandt wurde, setzte sich von Berlin aus der Rettungszug in Bewegung. Dieser traf genau 25 Minuten nach der Alarmierung auf der vermeintlichen Unfallstelle ein. Es war eine Maschine mit einem Arzt- und einem Gerätewagen, beide mit dem Roten Kreuz versehen; zwei Ärzte und geeignete Hülfsmannschaften befanden sich im Zuge. Der Arztwagen bot im Innern den Anblick eines Lazarets. Er enthielt mehrere Betten, einen Operationstisch, medizinische Instrumente, Verbandzeug, eine Wasch- und Spülanlage für warmes und kaltes Wasser, auch einen Eisbehälter. Der Eisenbahnpräsident unterzog mit seinem Begleiter sämtliche Einrichtungen des Rettungszuges einer eingehenden Besichtigung und prüfte das Begleitpersonal in den ihm bei Unfällen obliegenden Aufgaben und Verrichtungen. Diese Neuerung ist jetzt auf allen Stationen der preussischen Staatseisenbahnen, die als Standorte solcher Rettungs- oder Hülfszüge bestimmt worden sind, durchgeführt. Zur Prüfung der Bereitschaft sollen öfters solche probeweise Alarmierungen stattfinden.